

Uwe Benner

Was ich
aus all dem
mache

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2026

Erste Auflage September 2026

Lektorat: Marc Lippuner

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale.
Coverbild erstellt mit MidJourney AI. © Sergio Vitale,
2026

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-376-7

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

HINWEIS

Ich bin kein Freund der üblichen Triggerwarnungen, habe aber nach einigen Gesprächen mit Betroffenen beschlossen, Davids Geschichte eine kleine Liste an Themen beizufügen, die möglicherweise belastende Gedanken und Erinnerungen auslösen könnten. Da diese Liste einzelne Handlungsinhalte spoilert, findet ihr sie am Ende des Romans. Bitte passt auf euch auf!

Es kommt nicht darauf an, was man aus uns gemacht hat,
sondern darauf, was wir aus dem machen,
was man aus uns gemacht hat.
(Jean-Paul Sartre, Saint-Genet)

Nicht alles, dem wir uns stellen, kann verändert werden.
Aber nichts kann geändert werden, solange,
bis wir uns ihm stellen.
(James Baldwin)

2

CYRIL AVERY

Kassandra, Achill und Ikarus sitzen auf der Rückbank. Wenn ich zwischen ihnen durch die Heckscheibe schaue, kann ich das schnell kleiner werdende Schild der Jugendpsychiatrie Wolfstal noch erkennen. Ich hoffe, ich muss es so bald, am besten sogar niemals wiedersehen. Meine Mutter und ich wechseln kein Wort miteinander. Wir sind uns fremd geworden, Mutter und Sohn, die früher miteinander gekuschelt, gelacht und geweint haben, die so viel zusammen erlebt und erlitten haben. Früher sind wir uns wirklich sehr nahe gewesen. Aber wir haben uns, schon vor meiner Erkrankung, mit jedem Tag seit dem Tod meines Vaters und mit jeder Stunde, seit sie ihren neuen Mann kennengelernt hat, immer weiter voneinander entfernt. So weit, dass wir uns jetzt nicht mehr viel zu sagen haben.

Achill sitzt hinter mir und tippt mir auf die Schulter. „David könnte mal seine Mutter fragen, wie lange die Fahrt noch dauert. Ich will wissen, ob es sich noch lohnt, ein Nickerchen zu machen.“

Ich räuspere mich und meine nach langem Schweigen kratzige Stimme unterbricht die Stille. „Mama, wann sind wir ungefähr da?“

Ihre Hand tätschelt in einem unbeholfenen Versuch, Nähe herzustellen, mein Knie, den Blick wendet sie aber nicht von der Straße ab. „Das dauert noch mindestens eine Dreiviertelstunde, der Verkehr ist heute echt die Hölle. Brauchst du eine Pause?“

„Nope, geht schon. Ich war nur neugierig.“

Kassandra beugt sich vor und flüstert mir ins Ohr: „Jemand könnte sie auch noch bitten, die Heizung etwas höher zu stellen, mir ist ein wenig fröstelig.“

Ich drehe den Regler der Heizung eine Stufe höher und frage meine Mutter: „Ist das okay so?“ Sie antwortet mit einem stummen Nicken.

Jetzt rührt sich auch Ikarus. „Man könnte auch das Radio anstellen. Die Stille hier ist ja fast ohrenbetäubend. Ein wenig Musik würde nicht schaden.“

Ich fummle am Regler des Autoradios herum und zappe durch die gespeicherten Sender. Klassik, Interviews, Reportagen, Jazz und wieder Klassik: ein kurzer Blick über die Schulter reicht mir, um zu sehen, dass Ikarus die Nase rümpft und mit dem Kopf schüttelt. Ich schalte das Radio wieder aus.

„Du kannst auch eine CD einschieben, schau mal im Handschuhfach nach, da fliegen bestimmt noch ein paar rum.“ Meine Mutter zeigt auf das Fach vor meinen Knien, als wäre ich zu blöd oder zu verrückt, im Auto das Handschuhfach zu finden.

„Schon gut, war sowieso eine Schnapsidee.“

Ich schließe die Augen in der naiven Hoffnung, ich könnte dann auch die Stimmen meiner drei Begleiter auf der Rückbank nicht mehr hören, denn ich habe keine Lust mehr, den Boten ihrer Nachrichten an meine Mutter zu spielen. Überraschenderweise funktioniert es, bis auf ein beleidigtes Grummeln bekomme ich bis zur Ankunft in meinem neuen Zuhause nichts mehr von ihnen zu hören.

Meine Mutter setzt den Blinker und wartet auf eine Lücke im Gegenverkehr, um links auf die kurze Einfahrt zu

meinem neuen Aufenthaltsort abzubiegen. Er war leicht zu finden, denn das riesige, regenbogenfarbene Schild

Janusz-Korczak-Wohnheim
für psychisch kranke Jugendliche
und junge Erwachsene

ist nicht zu übersehen. Was die Orientierung erleichtert, hat aber auch den unangenehmen Nebeneffekt, dass jeder gleich weiß, was mit mir los ist, wenn ich hier ein und aus gehe. Ein Haus voller gruseliger Psychos, und ich bin ab sofort einer von ihnen.

Meine Mutter stellt ihr Auto auf einem der beiden Besucher*innen-Parkplätze ab. Sie hat noch nicht einmal die Handbremse angezogen, als ich durch den Rückspiegel beobachten kann, wie Cassandra, Ikarus und Achill lautstark diskutierend darum rangeln, wer als Erster aussteigen kann.

„Lasst uns erst mal das Grundstück und den Garten anschauen, während David mit seiner Mutter das Gepäck ins Haus bringt.“

„Gute Idee, ich hatte schon während der ganzen Fahrt das Gefühl, dass David uns nicht wirklich dabeihaben will, wenn seine Mutter bei ihm ist.“

„Von mir aus, aber ihr übernehmt die Verantwortung, wenn was schief läuft. Ihr wisst, was passieren kann, wenn ich nicht auf ihn aufpasse.“

Mir kann es recht sein, eine große Hilfe beim Gepäcktragen wären die drei sowieso nicht gewesen. Ich öffne den Kofferraum und beginne, meine Habseligkeiten auszuräumen und neben dem Auto zu stapeln. Viel ist es eigentlich nicht, zwei Sporttaschen mit Klamotten und Schuhen sowie ein Rucksack mit Kleinkram, wären da

nicht noch die drei Bananenkartons mit meinem wertvollsten Besitz. Gerade will ich den letzten Karton herauswuchten, da legt sich mir eine Hand auf die Schulter.

„Lass mal, ich helfe dir“, ertönt eine tiefe männliche Stimme hinter mir.

Ich kann es nicht leiden, wenn alle immer glauben, weil ich so klein und schwächlich bin, könnte ich nicht richtig zupacken. Aber als ich mich umdrehe, um dieser Person ein empörtes „Ich schaffe das schon“ zu antworten, muss ich erst einmal aufschauen. Vor mir steht ein Riesenkerl, bestimmt fast zwei Meter groß und einen Meter breit, und grinst mich an.

„Hallo, du musst David sein. Ich bin Max Reimann, aber du kannst Max zu mir sagen, wir duzen uns hier alle.“

„Oh, okay.“ Mehr bringe ich, so verduzt, wie ich bin, nicht heraus. Aber es ist gut zu wissen, dass es leichter sein wird, im Bedarfsfall „Du Arschloch“ zu sagen als „Sie Arschloch“.

Max schiebt mich ein wenig zur Seite, greift nach dem Karton und will ihn demonstrativ locker herausheben, als er schon wieder innehält und aufstöhnt: „Was hast du da drin, Backsteine?“

„Nee, nur Bücher.“

„Dann muss ich dich ja nicht mehr fragen, was du in deiner Freizeit so machst, vermutlich liest du viel, oder?“

Was sonst? Als Deko oder Baumaterial sind die Bücher sicher nicht gedacht. „Ja, ich lese gerne.“

Max stellt den letzten Karton auf die anderen beiden und scheint die ihn rettende Idee zu haben. „Weißt du was? Wir nehmen jetzt die zwei Sporttaschen mit und um die drei Kartons kann sich nachher mein Kollege kümmern, der bringt sie dann mit einer Sackkarre direkt

in dein Zimmer. Bis dahin wird es sicher keinen Wolkenbruch geben, und wer klagt schon Bücher?“ Er deutet auf den makellos blauen Himmel.

„Das ist doch eine gute Idee, nicht wahr, David?“ Meiner Mutter dauert dieser kurze Wortwechsel schon zu lange, sicher will sie mich hier möglichst schnell abladen und wieder zu ihrem Mann nach Hause fahren. „Ich bin übrigens Lina Salzmann, Davids Mutter.“

„Freut mich, Sie kennenzulernen, Frau Salzmann!“ In Max' Riesenpranke verschwindet die Hand meiner Mutter gänzlich. „Wollen wir dann mal reingehen?“

Max und ich schnappen uns die beiden Sporttaschen, meine Mutter nimmt den Rucksack, und wir schlendern zum Eingang des Gebäudes, das eigentlich wie ein ganz normales Wohnhaus aussieht, nur eben eine Nummer größer als die anderen in der Straße. Höflich hält er uns die Tür auf und will schon im Flur routiniert mit seinem Vortrag beginnen.

„David, du hast ja dein Vorstellungsgespräch bei uns mit meiner Kollegin Bettina geführt. Sie ist gerade im Urlaub und deshalb hast du das je nach Sichtweise ehrenhafte oder zweifelhafte Vergnügen, in den Genuss einer Burgführung mit mir zu kommen. Wenn es dir zu viel wird oder ich nur das wiederhole, das Bettina dir schon erzählt hat, dann würge mich einfach ab, okay?“

Bevor ich antworten kann, schaltet sich meine Mutter ein. „Also, ich war ja noch nicht hier und hätte schon gerne ein paar Infos, damit ich weiß, wo ich wem meinen Sohn anvertraue!“

„Okay, das volle Programm!“ Max seufzt kurz, anscheinend hatte er gehofft, sich etwas kürzer fassen zu können. „Also, das Janusz-Korczak-Wohnheim existiert seit acht Jahren. Unser Trägerverein hat damals das Ge-

bäude gekauft und aufwändig umbauen lassen. Im Erdgeschoss befinden sich zwei Büros für das Betreuungsteam, ein Gesprächsbereich, eine Großküche, der Hauswirtschaftsraum mit Waschmaschinen und Gefrierschränken sowie das Herzstück des Hauses, unser Gemeinschaftsraum.“ Mittlerweile sind wir, mitsamt meinem Gepäck, in dem riesigen Raum angekommen, der aber trotz seiner Größe sehr gemütlich wirkt. Drei große schwarze, schon etwas abgewetzte Ledersofas dominieren, aber ich sehe auch noch zwei längliche Eichentische mit jeweils zehn Stühlen, einen Billardtisch, einen Tischkicker, ein Regal voller Gesellschaftsspiele und einen gigantischen Flatscreen-Fernseher an der Wand. „Hier findet einmal in der Woche unsere Hausvollversammlung mit allen Bewohner*innen und Betreuer*innen statt, aber er ist vor allem als Treffpunkt aller Menschen im Haus gedacht, für gemeinsame Feiern oder für Freizeitgestaltung jeglicher Art. Hier gilt die Regel ‚Alles kann, nichts muss‘, eigentlich ist immer jemand da, mit dem man seine Zeit verbringen kann. Jetzt aber gerade nicht, weil fast alle Bewohner*innen in der Schule oder auf der Arbeit sind. Apropos, kommen wir zwischendurch kurz zu den Menschen in diesem Haus. Hier leben sechzehn Bewohner*innen im Alter zwischen fünfzehn und einundzwanzig Jahren, zur Zeit mehr Jungs als Mädels und verteilt auf vier Wohngemeinschaften. Diese WGs sind autark, das heißt, ihre Bewohner*innen leben dort weitgehend selbständig und eigenverantwortlich. Kochen, Putzen, Einkaufen, also alles, was zum Haushalt gehört, müssen sie dort selbst managen. Im Bedarfsfall gibt es natürlich Hilfe vom Betreuungsteam, aber unser Leitgedanke ist, dass die Bewohner*innen das mög-

lichst alleine hinkriegen sollen. Genauso wie alle Entscheidungen, die die WG betreffen, zum Beispiel die Regeln des Zusammenlebens, autonom getroffen werden. Das Betreuungs-Team übernimmt hier allenfalls die Rolle der Moderation bei strittigen Fragen oder bei Regelverstößen. Deshalb ist in unserem Haus auch keine WG wie die andere. Ihr könnt euch alle jederzeit mit euren Anliegen ans Betreuungs-Team wenden, egal, ob es euch gerade mal schlecht geht, ihr Probleme mit dem Zimmernachbarn habt, jemand sich nicht an die Regeln hält oder ob ihr Liebeskummer habt. Denkt dran, David, hier haben alle Bewohner*innen psychische Probleme!“

Ich verziehe kurz das Gesicht, denn das Wort „Problem“ scheint mir doch eine sehr niedliche Beschreibung für meine psychische Erkrankung zu sein. Max hat das natürlich bemerkt und fährt grinsend fort.

„Darüber hinaus haben alle Bewohner*innen eine individuelle Ansprechperson im Team, mit der sie auch regelmäßige Einzelgesprächs-Termine haben. Du bist ein Riesen-Glückspilz, David, in deinem Fall werde das nämlich ich sein!“

Für meine Verhältnisse ungewohnt schlagfertig rutscht mir ein trockenes „Jackpot!“ heraus.

„Ich sehe schon, wir werden uns gut vertragen. Gibt es bis hierhin noch Fragen?“

„Heißt das, wenn irgendetwas ist, kann ich mich dann auch an Sie wenden?“, fragt meine Mutter.

„Ja, klar. Aber ich muss Sie darauf hinweisen, dass David mein Klient ist, das bedeutet, dass ich absolut nichts hinter Davids Rücken mit Ihnen besprechen kann und will. Ich bin auch Ihnen gegenüber an die Regeln der Schweigepflicht und Vertraulichkeit gebun-

den, ohne Davids Zustimmung und sein Wissen läuft nichts.“

„Das ist doch selbstverständlich.“ Die säuerliche Miene meiner Mutter verrät, dass es das für sie definitiv nicht ist.

„Ach ja, fast hätte ich es vergessen: Dort drüben, am Ende des Ganges, ist das Büro, in dem du die nächsten Wochen deine Medikamente einnehmen wirst. Wir halten es hier so, dass jeder Neueinzug die ersten drei Wochen sowohl die fest angesetzten Medikamente als auch die Bedarfsmedikation beim Betreuungs-Team einnimmt. Wir wollen uns einen Eindruck darüber verschaffen, ob du das zuverlässig hinkommst, außerdem haben wir dann ganz automatisch ein paar Kurzkontakte, um uns gegenseitig besser kennenzulernen. Gerade für die Bedarfsmedikamente ist das wichtig, also die, die du nur nimmst, wenn es dir mal besonders schlecht geht. Dann bekommen wir das auch ganz sicher mit. Wenn alles gut läuft, darfst du deine Medikamente nach drei Wochen mit auf dein Zimmer nehmen und die Einnahme selbständig vornehmen. Ist das okay für dich?“

Ich hatte mit Schlimmerem gerechnet. Für jemanden, der monatelang seine Medikamente mehrmals täglich vom Pflegepersonal vor die Nase gehalten bekommen hat, kommt es auf die drei Wochen wirklich nicht an. „Ist okay. Ich bin es gewohnt.“

„Super, dann wären wir hier unten fertig.“ Max wendet sich an meine Mutter und hebt entschuldigend die Arme. „Ich möchte David jetzt gerne seine WG und sein Zimmer zeigen. Da die WG ein sehr privater Bereich der Bewohner*innen ist, können Sie leider nicht mitkommen, Frau Salzmann. Möchten Sie hier so lange warten oder sich schon verabschieden?“

„Heißt das, ich darf David nicht in seiner WG besuchen?“

„Doch, das dürfen Sie, wenn es vorher mit den anderen Bewohner*innen abgesprochen wurde. Aber im Moment geht es eben noch nicht.“

Ich sehe meiner Mutter an, dass ihr diese Zurückweisung überhaupt nicht passt, aber die Gelegenheit, sich elegant entfernen zu können, scheint ihr trotzdem gut in den Kram zu passen. „Nun, dann mache ich mich mal auf den Weg. Es ist ja auch eine längere Fahrt, mein Mann wird sicher froh sein, wenn ich noch bei Tageslicht nach Hause komme.“

Sie drückt mir meinen Rucksack in die freie Hand und murmelt ein paar Abschiedsworte, die ich kaum verstehe. Max bekommt keine Gelegenheit, meiner Mutter und mir anzubieten, uns für einen Abschiedsmoment alleine zu lassen, denn sie hat sich schon umgedreht und rennt förmlich, in der Jackentasche nach dem Autoschlüssel suchend, zum Ausgang.

„Autsch, hab ich was Falsches gesagt oder hat die es immer so eilig?“, fragt Max verwundert.

„Die hat es immer so eilig, sie kann es nicht erwarten, zu ihrem geliebten Mann zurückzukehren.“ Max schaut mich irritiert an, lässt meine sarkastische Bemerkung aber unkommentiert.

Wir stehen vor der Eingangstür der WG und ich merke, dass ich jetzt doch ziemlich aufgeregt bin. Max klopft an und wartet auf die Erlaubnis zum Eintreten. Von drinnen ertönt ein lautes „Ja“, wir treten ein, durchqueren den kleinen Flur und stehen schon nach wenigen Schritten in einer großen Wohnküche. Mir fällt sofort auf, dass der Raum sehr aufgeräumt und fast schon klinisch

sauber ist. Ich hatte anderes befürchtet, denn ich hatte mich auf Zustände eingerichtet, die denen in der Teeküche der Psychiatrie ähneln.

Max hat meine Überraschung bemerkt. „Du hast schon wieder Glück, David. Würden wir im Wohnheim monatlich die beste WG prämiieren, so bekäme deine regelmäßig den ersten Platz in den Kategorien Sauberkeit und bestes Essen. Ich hoffe, du passt dich diesem Niveau an. Leider sieht es nicht in allen Zimmern deiner Mitbewohner*innen genauso aus.“ Er legt mir eine Hand auf die linke Schulter und schiebt mich sanft in Richtung der Küchenzeile. „David, das ist Amir, einer deiner Mitbewohner*innen. Er ist heute mit Kochen dran und bereitet gerade das Abendessen der WG zu.“ Dann wendet er sich dem Jungen zu, dessen ganze Aufmerksamkeit bisher der Pfanne auf dem Herd gegolten hat, der sich nun aber endlich mit einem Kochlöffel in der linken Hand zu uns umdreht. „Amir, das ist David, er wohnt ab sofort in Helenes ehemaligem Zimmer.“

Froh darüber, mich Max' Berührung entziehen zu können, mache ich mit gesenktem Kopf ein paar Schritte auf Amir zu und reiche ihm zur Begrüßung schüchtern die Hand. Doch der ignoriert sie, fasst sich mit der rechten Hand auf die Brust und deutet mit einem Neigen des Kopfes eine Verbeugung an. „David, schön, dich kennenzulernen!“

Wir heben gleichzeitig unsere Köpfe und ich bin schlagartig so fasziniert von Amir, dass mein Herzschlag sich rapide beschleunigt. Es gibt zwei Dinge an ihm, die mich sofort in seinen Bann ziehen: ein freundliches und offenherziges Lächeln, das sein ganzes Gesicht zum Strahlen bringt, und so unglaublich tiefbraune, fast schwarze Augen, dass man in ihnen versinken möchte.

Würde mir jemand mit diesen Worten seinen ersten Eindruck von einem Menschen beschreiben, fände ich es vermutlich einfach nur kitschig. Ich merke, dass ich schon einen Moment zu lange brauche, um Amirs Begrüßung zu erwidern, und suche in meinen Gehirnwindungen krampfhaft nach einer passenden Antwort. Schließlich lege ich ebenfalls meine Hand aufs Herz und erwidere: „Ganz meinerseits, Amir. Es ist mir eine Ehre.“ Scheiße, das hätte mein Großvater nicht besser ausdrücken können.

Kaum zu glauben, dass das überhaupt möglich ist, aber sein Lächeln wird noch breiter. Er zwinkert mir kurz zu und dreht sich wieder zum Herd um. „Einen kleinen Moment noch, ich habe eben das Hackfleisch in die Pfanne geschmissen und muss es kurz umrühren, sonst brennt es an.“

Max schnüffelt demonstrativ wie ein Fährtensuchhund. „Hm, das riecht ja lecker, was gibt es denn nachher?“

„Spaghetti mit Hackfleischsoße afghanischer Art!“

„Wow, und was ist daran afghanisch? Es ist bestimmt nicht aus gemischtem Hackfleisch gemacht, stimmt’s?“

„Nee, das war die Katze des Nachbarn! In Afghanistan hauen wir alles in die Pfanne, was sich nicht schnell genug in Sicherheit bringen kann.“

„Oje, dann steht wohl bald wieder ein erzürneter Nachbar bei mir im Büro“, jammert Max mit gespielter Entsetzen.

„Entspann dich, die Soße ist natürlich aus Rindfleisch und das Afghanische daran ist die Gewürz- und Kräutermischung.“

Bei ihrem kurzen, neckenden Geplänkel beachten die beiden mich nicht weiter und ich nutze die Gelegenheit,

Amir aus den Augenwinkeln zu mustern. Er ist einen Kopf größer als ich, sehr schlank, dabei aber eher athletisch als dünn. Er dürfte vielleicht ein oder zwei Jahre jünger sein als ich, was aber nichts heißen muss, ich sehe ja auch deutlich jünger aus, als ich bin. Sein kurz geschnittenes, rabenschwarzes Haar ist sorgfältig gestylt, die Cargo-Shorts geben den Blick frei auf stark behaarte und sonnengebräunte Beine. Komischerweise trägt er trotz der rekordverdächtig hohen Frühlingstemperaturen ein hellblaues Batik-Shirt mit langen Ärmeln. Ich muss nicht erst die aufkommende Hitze in meinem Gesicht spüren, um zu kapieren, dass ich Amir nicht nur faszinierend, sondern auch attraktiv, um nicht zu sagen sexy finde.

Ich habe schon früher immer mal wieder nach anderen Jungs geschaut, in der Umkleidekabine nach dem Sportunterricht in der Schule, am Strand oder im Schwimmbad. Am Strand haben mich die knappen Bikinis der Mädchen weit weniger interessiert als die engen Speedos der Jungs. Mir ist also schon lange klar, dass ich auf Männer stehe, aber bisher war das eher theoretischer Natur und auf meine Fantasien beschränkt. Wider besseres Wissen habe ich es sogar schon ein paarmal mit Frauen versucht, das letzte Mal ist noch gar nicht so lange her. Es endete für mich nicht nur so erfolglos wie die vorherigen Versuche, sondern geradezu desaströs, nämlich in einer griechischen Psychiatrie.

Max reißt mich aus meinen Gedanken. „Erde an David! Bist du noch auf Empfang? Wenn ja, dann möchte ich dir noch kurz dein Zimmer zeigen. Ich habe nämlich gleich noch einen Termin.“

Ich fühle mich ertappt und räuspere mich kurz. „Hm, ja klar.“ Soll ich eher dankbar oder genervt sein über

Max' Ansprache, die mich davor bewahrt, Amir anzustarren?

Max steht bereits im Flur und hält mir die Tür auf, während ich mich umdrehe und es mir nicht verkneifen kann, Amir zuzuwinken. Ich muss für ihn aussehen wie ein liebeskranker, durchgeknallter Teletubbie, aber er erwidert breit grinsend mein Winken.

„Also, das Wichtigste zuerst.“ Max hält mir einen Schlüsselbund hin, während wir zu meinem Zimmer gehen. „Das sind deine Schlüssel, einer für die Zimmer- und einer für die Haustür. Pass bitte gut darauf auf, wir haben hier im Haus sehr teure Schließzylinder, und wenn du die Schlüssel verlierst, wird es richtig teuer!“

„Okay, mach ich.“

Er öffnet die Tür zu meinem neuen Zuhause. „Dann noch eine der wichtigsten Regeln im Haus: Dein Zimmer ist dein ganz persönlicher Safe Space. Natürlich dürft ihr euch gegenseitig in euren Zimmern besuchen, aber dafür braucht es immer eine förmliche Einladung. Nur wenn du es anderen ausdrücklich erlaubst, dürfen sie dein Zimmer betreten. Das gilt auch für das Betreuungsteam. Ihr sollt euch in euren Zimmern absolut sicher fühlen können, du bestimmst hier die Regeln und es muss unmissverständlich klar sein, ob du es wirklich möchtest, dass sich jemand in dein Reich begibt. Das gilt natürlich auch umgekehrt, wenn du zu anderen in ihr Zimmer möchtest, okay?“

„Okay, ist vielleicht ein wenig umständlich, aber im Grunde finde ich das gut.“ Kurz blitzt in mir der Gedanke auf, dass mir, wenn es schon vor ein paar Jahren diese Regel für mich gegeben hätte, einiges erspart geblieben wäre.

Ich gehe in mein Zimmer und schaue mich erst einmal um. Es ist viel größer, als ich erwartet hatte, die Einrichtung sieht zwar nicht so aus wie in dem Katalog eines schwedischen Möbelhauses, ist aber absolut zweckmäßig: ein Bett, ein Kleiderschrank, ein Beistelltisch, ein Schreibtisch und sogar ein Bücherregal. Davor steht zu meiner großen Freude ein gemütlich wirkender großer Lesesessel. Mehr brauche ich nicht.

Während ich eine der Sporttaschen auf mein Bett wuchte, steht Max noch immer mit der zweiten Tasche in der Hand an der Türschwelle. Einen kurzen Moment bin ich verwundert, erinnere mich dann aber an die Safe-Space-Regel und winke ihn zu mir. „Komm doch bitte rein, Max.“

Er grinst, kommt herein und legt die Tasche vor den Kleiderschrank. „Das sieht jetzt natürlich noch ein wenig kahl aus, aber du kannst dir dein Zimmer so herrichten, wie du es möchtest, Bilder aufhängen, Deko-Kram, so was halt.“

„Cool, ich fange gleich mit dem Einräumen meiner Bücher an.“

„Die müsste dir gleich mein Kollege Christian vorbeibringen, wenn er sich nicht inzwischen den Rücken verbogen hat. Ich kann mir vorstellen, dass du ziemlich erledigt bist und ein wenig Ruhe gebrauchen könntest. Pack vielleicht deine Sachen aus und lass alles erst einmal sacken. Es dauert noch fast drei Stunden, bis Phil und Zoe da sind und es Abendessen gibt. Wenn du magst, kannst du ja nachher noch ein wenig mit Amir plaudern oder ihm beim Tischdecken helfen.“

„Mal sehen“, antworte ich vage. Was Amir angeht, bin ich im Moment ein wenig überfordert, weil er mich gleichzeitig verunsichert, neugierig macht und fasziniert.

„Ich komme nachher übrigens auch zum Essen, Amir ist schließlich der beste Koch hier im Haus, das lasse ich mir nicht entgehen. Wenn dir noch was einfällt, kannst du mich dann gerne darauf ansprechen. Bis dann!“

„Ja, ciao. Und danke!“

Max winkt lächelnd ab und verschwindet.

Nachdem ich meine Klamotten in den Schrank geräumt habe, beschließe ich, den Lesesessel einzuweihen und das Buch weiterzulesen, dessen erste Hälfte ich in der vergangenen, meiner letzten Nacht in der Psychiatrie schon verschlungen habe: *John Boyne, Cyril Avery*. Am liebsten hätte ich ja schon die Fahrt hierher zum Lesen genutzt, aber leider wird mir im Auto dabei immer schlecht.

Ich bleibe nicht lange alleine, aus dem Nichts sind Cassandra, Achill und Ikarus wieder aufgetaucht und sitzen nun wie die Hühner auf der Stange nebeneinander auf meinem Bett.

„Also ich muss schon sagen, das Haus ist ja ganz nett, aber Davids Zimmer könnte schon eine etwas persönlichere Note vertragen. Es könnte vor allem noch ein paar Sitzgelegenheiten gebrauchen.“ Cassandra schaut neidisch auf meinen Sessel, sie hätte wohl nichts dagegen, wenn wir unsere Plätze tauschen würden.

„Stimmt, wenn David nicht schon wieder seine Nase in ein Buch stecken und stattdessen seine Zeit für die Dekoration seines Zimmers nutzen würde, wäre uns allen geholfen“, stimmt Achill Cassandra zu. Wenn die beiden einer Meinung sind, was selten vorkommt, wird es für mich meistens eng.

„Was liest er denn gerade? Er hat doch schon wieder ein neues Buch angefangen, man könnte meinen, er inhaliert die Buchstaben förmlich!“

Wenn auch noch Ikarus in den Chor einstimmt, kapituliere ich besser. Ich halte den dreien das Buchcover hin, bekomme dafür von ihnen aber nur ein Unkenntnis signalisierendes Schulterzucken. Da sie niemals selbst ein Buch in die Hand nehmen würden, muss ich ihnen mal wieder eine Zusammenfassung liefern. Ich sollte mich von einem Verlag für das Verfassen von Klappentexten einstellen lassen.

„*Cyril Avery* ist die Lebensgeschichte eines schwulen Mannes, die im erzkonservativen Dublin der 1940er Jahre beginnt, ihn um die halbe Welt und schließlich wieder nach Irland zurückführt. Ich bin gerade an der Stelle, wo er ins Land seiner Geburt zurückkommt und feststellt, dass sich dieses Land enorm verändert hat. So wie Cyril in jungen Jahren Angst vor seiner eigenen sexuellen Orientierung hat, dann aber lernt, sich endlich zu akzeptieren, wie er ist, so durchlebt auch Irland einen Wandel zu einer fortschrittlichen, liberaleren Gesellschaft. Wenn ihr mehr wissen wollt, lest es einfach selbst. Und jetzt würde ich mich gerne weiter ungestört Cyrils Geschichte widmen!“

„Ha, schon wieder eine schwule Hauptfigur! Was sagt uns das über David?“

„Na, was wohl! Ihr habt doch gesehen, wie er vorhin Amir angestarrt hat.“

„Er war ganz hin und weg und hat nur noch herumgestottert. Wenn da mal nicht Eros' Pfeil ins Schwarze getroffen hat!“

Ich versuche cool zu wirken, kann aber nicht verhindern, dass ich rot werde. „Was ihr da wieder hineininterpretiert. Ich liebe es einfach, wenn eine Geschichte gleichzeitig tragisch und komisch ist. Über Amir werde ich jetzt ganz bestimmt nicht mit euch diskutieren, ihr wart doch gar nicht dabei.“

„Wir sind immer und überall bei David, auch wenn er uns nicht sieht.“ Cassandra wirkt enttäuscht, sie hätte gerne über mein nicht vorhandenes Liebesleben geredet.

„Und wer hat jetzt Angst vor seiner sexuellen Orientierung und ist damals nach Griechenland geflüchtet?“ Achill will mal wieder das letzte Wort haben.

Das will ich ihm dieses Mal nicht so einfach überlassen. „Ich habe absolut kein Problem damit, schwul zu sein. Das wisst ihr genau. Und es war schon gar nicht der Grund dafür, dass ich nach Griechenland gegangen bin.“

Achill grinst mich herablassend an. „David hat ja noch nicht einmal seiner Mutter erzählt, dass er auf Männer steht. Lieber ist er abgehauen.“

„Blödsinn! Es gibt vieles, was sie von mir nicht weiß, eigentlich das meiste, was mich wirklich ausmacht, und zwar, weil es sie schlicht nicht interessiert. Es spielt also für sie keine Rolle, ob sie es weiß oder nicht. Und für mich tut es das auch nicht. Ihr wisst genau, warum ich direkt nach meiner Entlassung aus der Psychiatrie nach Griechenland gegangen bin. Das hatte nichts mit meinem nicht stattgefundenen Coming-out bei meiner Mutter zu tun!“ Und weil ich es grundsätzlich nicht einsehe, dass ich mich dafür rechtfertigen soll, ob, wann und wem gegenüber ich mich als schwul outen soll oder nicht, beende ich diese Diskussion an dieser Stelle. „Wenn es euch recht ist, würde ich jetzt gerne weiterlesen!“

Aber schon nach wenigen Sätzen muss ich einsehen, dass ich mich auf das Buch nicht mehr konzentrieren kann. Zwischen den Worten taucht immer wieder das Bild Amirs auf, sein Lächeln, seine Augen. Wenn er ohnehin komplett meine Gedanken beherrscht, kann ich mich genauso gut auch physisch in seine Nähe begeben.

Obwohl mir nicht ganz wohl dabei ist, beschließe ich, zu ihm in die Küche hinüberzugehen, stehe auf und zische den dreien beim Rausgehen zu: „Ihr bleibt hier!“

Als ich zögerlich die Küche betrete, holt Amir gerade die Teller aus dem Küchenschrank und stellt sie auf der Anrichte ab. Mehr als ein Räuspern, um auf mich aufmerksam zu machen, bekomme ich nicht heraus. Amir dreht sich um und begrüßt mich mit dem gleichen strahlenden Lächeln, das er mir schon vorhin geschenkt hat. „Hey, da bist du ja. Hast du schon alles ausgepackt?“

„Hm, ja.“

„Du kannst dich gerne zu mir setzen und mir Gesellschaft leisten. Es dauert aber noch etwas, bis das Essen fertig ist. Wir warten noch auf Phil und Zoe.“

„Okay.“ Ich mache ein paar Schritte auf ihn zu, bleibe dann aber unschlüssig vor dem Esstisch stehen.

„Ist alles okay mit dir? Du wirkst etwas verloren.“

„Passt schon.“ Ich weiß, ich bin nicht unbedingt ein Meister der Konversation. Normalerweise ist mir das egal, aber auf Amir möchte ich nicht wie ein maulfauler Volltrottel wirken, auch wenn ich genau das mit meinen einsilbigen Antworten tue.

„Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich hier angekommen bin. Eine neue Umgebung, viele fremde Menschen, da kann man sich schon einmal deplatziert vorkommen. Magst du mir helfen? Du könntest den Tisch decken.“

„Ja, gerne.“ Dankbar, etwas zu tun zu haben, schnappe ich mir die Teller und verteile sie auf dem Tisch.

Amir zieht eine Schublade auf. „Das Besteck findest du hier, und die Gläser sind links oben im Hängeschrank.“

Während ich den Tisch eindecke, rührt Amir weiter in seiner Hackfleischsoße herum. Ich habe keinen blassen Schimmer, was er dort alles reingeschmissen hat, aber sie duftet verführerisch, ganz anders als die übliche Bolognese-Soße.

„Ich bin so weit fertig, die Spaghetti kommen erst ins Wasser, wenn die anderen da sind. Wenn du Lust hast, können wir uns so lange aufs Sofa setzen und uns unterhalten. Vielleicht hast du ja ein paar Fragen zum Haus, seinen Bewohner*innen oder sonst irgendetwas?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, schnappt sich Amir zwei Tassen und eine Glaskanne mit Tee. Auf der dampfenden Flüssigkeit schwimmen mehrere frische Pfefferminzblätter.

Mein erster Impuls ist es, mich unter einem Vorwand in mein Zimmer zurückzuziehen. Dagegen spricht, dass dort wieder Cassandra, Achill und Ikarus auf mich warten, und die nerven mich im Moment gerade sehr. Was mich letztlich aber Amir zum Sofa folgen lässt, ist die pure Neugier. Ich würde ihn gerne näher kennenlernen und die Chance nutzen, irgendetwas über ihn zu erfahren. Dazu gehört eigentlich auch der Grund, warum er in diesem Wohnheim lebt. Aber ich habe in der Psychiatrie gelernt, dass man seine Mitpatient*innen nicht nach ihrer Diagnose fragt. Das müssen sie von sich aus erzählen, wenn für sie der richtige Zeitpunkt gekommen ist und sie ausreichend Vertrauen gefasst haben. Genauso wenig sollte man andere Menschen fragen, ob sie queer sind. Denn wenn sie es sind, zwingt man sie dazu, entweder zu lügen oder sich ungewollt zu outen. Ich selbst habe schon mehrmals gleich ein doppeltes Coming-out hinter mich bringen dürfen, einmal als schwul und dann auch noch als psychisch krank wie ein Sahnehäubchen

oben drauf. Es wird mich durch mein Leben begleiten, immer wieder und wieder und wieder! Gerne fragen würde ich Amir natürlich trotzdem, ob er rein zufällig auch auf Männer steht.

Amir wartet, bis ich mich auf eine Seite des Ecksofas gesetzt habe, reicht mir eine Tasse Tee und setzt sich überraschenderweise nicht auf die andere Seite, sondern direkt neben mich. Ich frage mich, ob ich das als subtiles Signal interpretieren kann, dass auch Amir auf Männer steht. Zumindest scheint ihm die physische Nähe zu einem Mann nicht unangenehm zu sein, Distanzhalten sieht auf jeden Fall anders aus. Wahrscheinlicher ist es aber, dass er sich einfach nichts dabei denkt. Für mich ist es jedenfalls ungewohnt, seit meinem Freund Finn in der Grundschule ist mir kein Junge mehr so nahegekommen.

„Also, David, was machst du so? Gehst du noch zur Schule oder machst du eine Ausbildung?“

„Weder noch, ich war jetzt fast fünf Monate in der Psychiatrie und muss erst wieder in einen nichtklinischen Alltag zurückfinden. Ich habe noch keine Ahnung, was ich später machen will, vielleicht eine Ausbildung oder mein Abitur nachholen, mal sehen, was überhaupt geht.“

Amir fragt mich nicht, warum ich so lange stationär behandelt worden oder woran ich erkrankt bin, sondern ruft erfreut aus: „Das ist ja super! Mir fällt hier langsam die Decke auf den Kopf, alle anderen sind tagsüber auf der Arbeit oder in der Schule, nur ich schlage hier die Zeit tot. Ich habe in der Woche nur dreimal einen Sprach- und Integrationskurs, ein paar Termine hier im Haus, zum Beispiel ein Einzelgespräch mit meiner Bezugsbetreuerin Bettina, sonst nichts. Vielleicht können wir das eine oder andere zusammen unternehmen?“

„Klar, warum nicht?“ Mir fällt zwar nichts ein, was wir machen könnten, aber alleine die Vorstellung, Zeit mit ihm zu verbringen, ist einfach schön.

„Was machst du so?“

„Lesen.“ Wenn ich ehrlich bin, ist das das Einzige, was ich mache, und mir fällt partout nichts ein, was ich anderes machen könnte.

Ich befürchte schon, dass Amir jetzt nachhaltig abgeschreckt ist, aber er bleibt locker. „Hm, Lesen ist jetzt nicht unbedingt mein Ding und als Unternehmung zu zweit auch nicht wirklich geeignet, aber wir finden da schon was.“ Dann grinst er mich frech an und fügt hinzu: „Ich könnte dich als Haushaltshilfe gut gebrauchen.“

Ich muss laut lachen. „Na, danke dafür!“

„Das Lachen steht dir, das solltest du öfter machen.“

Leider habe ich da keine Erfahrungswerte, aber könnte das im Ansatz eine flirtende Bemerkung gewesen sein? Ich fühle mich unsicher, weil ich nicht weiß, wie ich darauf reagieren soll, und habe das Gefühl, dass mein Gesicht so rot leuchten muss wie die untergehende Sonne. Also entscheide ich mich für einen kleinen Themenwechsel. „Wie alt bist du eigentlich?“

„Achtzehn, und du?“

„Zwanzig.“

„Oh, ich hätte dich jünger geschätzt.“

Das höre ich nicht zum ersten Mal, wechsele also gleich noch einmal das Thema. „Du sprachst eben von Sprachkursen, welche Sprache lernst du da?“

Amir schaut mich verblüfft an. „Das sind Deutschkurse, was sonst?“

Jetzt verstehe ich nichts mehr. „Warum denn das, du sprichst doch super Deutsch? Bist du nicht in Deutschland geboren?“

„Nein, ich bin erst seit zwei Jahren hier, ich bin ein Flüchtling aus Afghanistan. Deswegen hänge ich auch hier im Haus so blöd rum, ich habe noch keine Arbeitslaubnis. Ich habe mal ein Praktikum in der Gastronomie gemacht und hätte gute Chancen auf einen Ausbildungsplatz zum Koch gehabt. Da ist mir dann die deutsche Bürokratie dazwischen gegrätscht.“ Amir zwinkert mir zu. „Aber danke für das Kompliment!“

Ich erinnere mich an meine Freunde Jannis und Joshua in Griechenland. Die waren dort in der Flüchtlingshilfe sehr aktiv und haben oft von ihrer Arbeit erzählt. Daher weiß ich, dass viele queere Menschen unter den Geflüchteten sind, die in ihrer Heimat wegen ihrer sexuellen Orientierung oder Identität verfolgt wurden und gar um ihr Leben fürchten mussten. Ob Amir einer von ihnen ist?

„Unglaublich! Dass du unsere Sprache in so kurzer Zeit so gut gelernt hast!“

Amir winkt lässig ab. „Ach, mir fällt Sprachenlernen leicht, und ich hatte auch schon in Afghanistan viel gelernt.“

„Echt, dort gibt es Deutschkurse?“

„Nur für die oberen Schichten, nicht für Menschen wie mich. Aber mein Vater war Deutschlehrer und ich war viel mit ihm unterwegs bei den deutschen ...“ Amirs Stimme bricht und er zupft mit zitterigen Fingern an den Ärmeln seines Langarmshirts. Bei der Erinnerung an seinen Vater hat sich seine Stimmung merklich getrübt.

Betretenes Schweigen tritt an die Stelle unserer Unterhaltung. Ich bin verunsichert, ob ich weiter nachfragen soll, er zögert mit dem Weitererzählen. Die Entscheidung wird uns beiden abgenommen. Ein lautes Poltern

beendet abrupt unser Gespräch und ein Junge und ein Mädchen stürmen, sich gegenseitig anrempelnd, in die Küche.

Amir steht auf, um in den Küchenbereich zu gehen, sichtlich froh über die Ablenkung. „Ich muss dann mal die Nudeln ins Wasser geben, ich erzähle bei einer anderen Gelegenheit weiter, okay?“

Ich nicke und lächele ihn entschuldigend an, weil ich das Gefühl habe, die falsche Frage gestellt zu haben. Er lächelt zurück.

Das müssen Phil und Zoe sein. Mit einem „ladies first“ lässt Phil Zoe schließlich den Vortritt. Zoe ist eine atemberaubend auffällige Erscheinung: schwarze Lederjacke, lila Skinny-Jeans, in den Regenbogenfarben gefärbte, schulterlange Haare und schwarz lackierte Fingernägel. Sie wirft ihre Tasche achtlos zur Seite, stellt sich hinter Amir und schaut ihm über die Schulter. „Hey, Prinzessin, was gibt’s heute zum Essen?“ Ohne mich weiter zu beachten, ruft sie mir zu: „Hey, wer auch immer du bist!“

Phil schiebt Zoes Tasche sanft mit einem Fuß zur Seite und stellt seine daneben. Er kommt augenrollend auf mich zu und hält mir die Hand hin. „Hallo, ich bin Phil. Du musst unser neue Mitbewohner David sein, stimmt’s?“ Er ist von Kopf bis Fuß in Handwerkerklamotten gekleidet, die so verstaubt sind, dass er entweder einen sehr arbeitsreichen Tag gehabt haben muss oder aber seiner Kleidung nur sehr selten eine Wäsche gönnt.

„Hey, ja, ich bin David. Schön, dich kennenzulernen.“

Während wir uns die Hand schütteln, wendet er sich an Zoe. „Zoe, kannst du dich nicht mal benehmen und unseren neuen Mitbewohner angemessen begrüßen?“

„Okay, kannst du haben.“ Zoe dreht sich um und verbeugt sich tief vor mir. „Seid untertänigst begrüßt, Eure Durchlaucht, aus welchem Königshaus Ihr auch immer stammen mögt.“

Ich weiß nicht, ob ihr spöttischer Unterton mir oder Phil gilt, und schaue Amir hilfesuchend an. Der grinst breit. „Mein Name, Amir, bedeutet auf Deutsch: der Prinz. Zoe kann sich nur den Unterschied zwischen Amir und Amira nicht merken, Letzteres heißt Prinzessin.“

Phil ist mit Zoe noch nicht fertig. „Dass du dir an Davids Stelle eine neue Mitbewohnerin gewünscht hast, ist kein Grund, unhöflich zu sein! Und du sollst auch nicht immer Amir als Prinzessin anquatschen.“

Der winkt ab. „Lass mal, das ist schon in Ordnung. Ich weiß ja, von wem es kommt. David, kannst du mir beim Auftragen helfen und schon mal die Hackfleischsoße und den Salat auf den Tisch stellen?“ Während Phil in sein Zimmer geht, um sich umzuziehen, flüstert er mir noch zu: „Zoe wirkt vielleicht ziemlich kratzbürstig, aber glaub mir, sie ist mehr als nur okay. Gib ihr etwas Zeit.“

Max kommt herein und ruft: „Hallo, alle zusammen!“

Zoe hat nun eine neue Zielscheibe für ihren Spott. „War ja klar, dass der gefräßige Schmarotzer wieder hier auftaucht, wenn Amir kocht! Der frisst uns noch die Haare vom Kopf.“

Max scheint das nicht zu stören, er grinst nur frech und sitzt schließlich als Erster am Tisch. „Von mir aus kann es losgehen. Ich habe einen Bärenhunger!“

Max hatte recht, Amirs Essen schmeckt hervorragend. Trotzdem bekomme ich nicht viel herunter, dazu bin ich

immer noch viel zu aufgeregt. Da hilft auch Amirs Versuch, mich zum Essen zu animieren, nicht weiter. „Greif ordentlich zu, David, du kannst ruhig noch ein wenig mehr auf den Rippen vertragen!“

Zoe fügt trocken hinzu: „Stimmt, in die Höhe wachsen wird er davon zwar nicht mehr, aber er kann was dagegen tun, so ein dürrer Hering zu sein.“

„Zoe, das war hart an der Grenze zum Bodyshaming! Denk lieber mal eine Sekunde nach, bevor du deine Sprüche klopfst“, ermahnt Max sie ernst, bevor er sich genüsslich auf seinem Stuhl zurücklehnt, den Bauch reibt und Amir angrinst. „Du hast Schuld, Amir, wenn ich jetzt in der Muckibude eine Extra-Schicht einlegen muss!“

„Kannst du auch sein lassen, hat ja bisher auch nichts genutzt.“ So schnell gibt Zoe anscheinend nicht klein bei.

„Danke dafür!“, erwidert Max. „Da kommt mir eine Idee. Vielleicht sollten wir die Frau von der Ausländerbehörde zum Essen einladen. Wenn Amir sie bekocht, wird sie ihm nach dem Essen als Dank für das kulinarische Erlebnis ohne mit der Wimper zu zucken die Arbeitserlaubnis für eine Kochausbildung erteilen.“

Phil nimmt Max eine Spur zu ernst und fragt ihn hoffnungsvoll: „Meinst du, das könnte klappen?“

„Nee, das war natürlich ein Scherz. So einfach funktioniert die deutsche Bürokratie leider nicht.“

„Das wäre ja dann auch Bestechung! Außerdem bleiben uns die Kochkünste der Prinzessin länger exklusiv erhalten, solange sie nicht arbeiten darf“, ergänzt Zoe, natürlich ganz uneigennützig.

Das Geplänkel geht noch eine ganze Weile so weiter, auch als der Letzte schon längst stöhnend sein Besteck

auf den Teller gelegt hat. Ich beteilige mich kaum am Gespräch, sauge aber jede Information, die dabei für mich abfällt, wie ein Schwamm auf. Nachher werde ich freilich alles sortieren müssen, weil mir nicht immer klar ist, was ernst gemeint ist und was nicht.

Beim Abräumen hilft uns Zoe. Sie tritt neben mich, stellt den letzten Teller in die Spülmaschine und legt mir dann versöhnlich eine Hand auf den Arm. „Sorry, das vorhin war nicht böse gemeint. Dir fehlen die Vergleichsmöglichkeiten, aber mit der Zeit wirst du es schon merken, wenn ich mal wirklich böse bin.“

„Ist schon okay“, sage ich verunsichert.

„Ups, ich hab’s schon wieder getan. Ich meine natürlich nicht, dass ich vorhabe, böse zu dir zu sein. Wir müssen uns einfach nur besser kennenlernen, dabei wäre es allerdings hilfreich, wenn du etwas gesprächiger werden würdest.“

„Ich versuch’s.“

„Vielleicht sollten wir mal was zusammen machen, wo man nicht dauernd reden muss. Spielst du Billard?“

Nicht wirklich und große Lust, es zu lernen, habe ich eigentlich auch nicht. „Das habe ich noch nie gespielt.“

„Macht nichts, jeder fängt mal an. Hast du Lust, gleich im Gemeinschaftsraum noch eine Partie zu spielen?“

Das passt mir gar nicht, aber einen kompletten Korb will ich ihr auch nicht geben, sie gibt sich schließlich Mühe. „Im Prinzip gerne, aber ich habe heute noch etwas Wichtiges zu erledigen. Können wir das morgen nachholen?“

„Okay, dann morgen. Ich nehme dich beim Wort!“

Max hat unsere Verabredung mitbekommen. „Dann macht das doch morgen Abend nach der Hausvollver-

sammlung. Wir haben extra den Termin vorverlegt, damit David die Gelegenheit hat, alle Hausbewohner*innen kennenzulernen.“

Zoe zwinkert mir zu. „Okay, dann haben wir beide morgen ein Date.“

Mit dem Gefühl, eine Gnadenfrist ausgehandelt zu haben, verabschiede ich mich und gehe auf mein Zimmer. Auf mich wartet Dr. Schneiders therapeutisches Schreiben.

Sein Name war Finn. Er sollte für die nächsten fast vier Jahre neben meinen Eltern der wichtigste Mensch in meinem Leben sein.

Auf dem Einschulungsfoto schauten wir nicht in die Kamera, wir hatten die Gesichter einander zugewandt und grinsten uns verschmitzt an. Wie zwei Menschen, die sich lange gesucht und endlich gefunden hatten, ab dem ersten Moment ihrer gemeinsamen Zeit in ihre Welt der Zweisamkeit versunken. Nichts und niemand würde uns trennen können, so glaubten wir damals. Wir waren zu jung, um zu wissen, dass diese Fixierung aufeinander bereits das Samenkorn unseres zukünftigen Zerwürfnisses sein würde, die Frage war nur, wer von uns beiden es zum Keimen bringen würde.

Finn wohnte nicht weit von unserem neuen Haus entfernt, das wir am Ende der Sommerferien bezogen hatten. Vom zweiten Schultag an gingen wir gemeinsam den Schulweg, in der ersten Woche noch von meiner Mutter begleitet. Im Klassenzimmer saßen wir natürlich nebeneinander, die anderen Kinder schienen für uns nicht zu existieren. Kaum, dass wir die ersten Worte zu schreiben gelernt hatten, schoben wir uns heimlich Zettelchen mit Nachrichten zu, bis wir doch irgendwann laut lachen mussten, was uns häufige

Ermahnungen unserer Lehrerin einbrachte. Diese berichtete dann auch am nächsten Elternsprechtag meinen Eltern, dass Finn und ich mehr miteinander als mit dem Unterricht beschäftigt waren. Mein Vater versuchte daraufhin halbherzig, mäßigend auf mich einzuwirken, im Grunde waren meine Eltern aber einfach nur froh, dass ich endlich einen besten Freund gefunden hatte.

Sobald der Unterricht beendet war, stürmten wir an den anderen heimwärts trödelnden Kindern vorbei, um zu Hause möglichst schnell die Hausaufgaben zu erledigen. Eine öde Pflicht, die unsere gemeinsame Zeit unnötig unterbrach, von der mich meine Eltern bei aller Nachsicht aber nicht entbinden wollten. Wir hatten doch viel Wichtigeres vor! Finn war meistens schneller als ich, der ich noch an der letzten Rechenaufgabe brütete, als es schon an der Haustür klingelte. Ab dem Moment gab es kein Halten mehr, wir konnten es nicht länger abwarten, in die umliegenden Wiesen und Wälder zu rennen, um dort endlich die Abenteuer zu erleben, von denen wir den ganzen Vormittag geredet hatten. Zuvor schlichen wir uns noch in die Werkstatt meines Vaters, um uns Werkzeug und Baumaterial zu klauen, das wir für den Bau unseres Baumhauses benötigten. Oder ich lieh mir das scharfe Taschenmesser meiner Mutter aus der Küchenschublade aus, mit dem wir aus Haselnussruten Pfeil und Bogen schnitzen wollten. Oft brachen wir auch zu waghalsigen Kletterpartien zu einem stillgelegten Steinbruch in der Nähe auf, ein gefährlicher Ort, den eigentlich niemand, schon gar keine Kinder, betreten durfte, und der genau deshalb so reizvoll für uns war. Wir brachen sogar in einsam gelegene Gartenlauben ein, der Wunsch nach der Befriedigung unserer Neugier war größer als das schlechte Gewissen und die Befürchtung, am Beginn einer kriminellen Laufbahn zu stehen. Das alles taten wir im Sommer

wie im Winter, die einzige Abwechslung waren die seltenen Gelegenheiten, an denen wir Schlittenfahren konnten. All das taten wir immer nur zu zweit, wir kamen nie auf den Gedanken, andere Kinder in unsere Welt zu holen.

Die schlimmste Zeit waren damals für uns die Schulferien, wenn unsere Familien verreisten und wir uns wochenlang nicht sehen konnten. Da wir unsere Eltern nicht dazu überreden konnten, gemeinsam in den Urlaub zu fahren, quengelten wir so lange herum, bis diese uns unsere ersten Handys kauften und wir wenigstens miteinander telefonieren konnten.

Meine Eltern freuten sich sehr über meine Freundschaft mit Finn und sie organisierten zusammen mit seinen Eltern für die Sommerferien vor der vierten Klasse unsere Teilnahme an einer neuntägigen Kinderfreizeit. Ich freute mich riesig auf die gemeinsame Zeit und stellte mir wochenlang vor, was wir dort alles erleben würden. Aber schon am zweiten Tag der Freizeit wurde ich mit einer Realität konfrontiert, die mir nicht gefiel. Finn hatte schnell Anschluss gefunden an die anderen Kinder, verbrachte mehr Zeit mit ihnen als mit mir. Er blockte alle Versuche ab, ihn zu Unternehmungen mit mir alleine zu überreden, und ließ mich schließlich sogar, zumindest in meiner Wahrnehmung, links liegen. Für mich war die Freizeit damit gelaufen, ich zog mich beleidigt zurück und wollte nur noch nach Hause. Im Nachhinein betrachtet hätten damals bei mir alle Warnlämpchen rot aufleuchten müssen. Aber da Finn nach unserer Rückkehr aus der Freizeit zunächst wieder ganz der Alte war, verdrängte ich diese Woche, wir taten so, als wäre nichts gewesen.

Die nächsten Schatten legten sich auf unsere Freundschaft während der Schwangerschaft meiner Mutter. Finn war natürlich der Erste gewesen, dem ich davon erzählt hatte,

aber meine unbändige Freude darüber konnte er komischerweise nicht nachvollziehen. Vielleicht befürchtete er, dass im Bauch meiner Mutter Konkurrenz für ihn heranzuwuchs? Als meine Mutter dann eine Fehlgeburt erlitt, war er trotzdem für mich da und half mir, meine Traurigkeit darüber, dass ich niemals einen Bruder oder eine Schwester haben würde, schnell zu überwinden. Mit der Trauer meiner Eltern konnte ich dagegen nicht umgehen, bis dahin hatte ich sie nur als stark, fröhlich und liebevoll erlebt, ich war ihr Fixpunkt gewesen. Nun waren sie plötzlich in sich gekehrt, distanziert, fast abweisend. Sie waren in ihrer Trauer versunken und hatten mich dabei vergessen. Um uns allen eine Atempause zu verschaffen, wurde ich für eine Woche ausquartiert und durfte bei Finn übernachten. Er war der perfekte Gastgeber und ich genoss es, im Mittelpunkt seiner ganzen Aufmerksamkeit zu stehen. Mit Finn zusammen war das irritierende Verhalten meiner Eltern schnell vergessen. Diese Pause hatte uns allen anscheinend gutgetan. Nach meiner Rückkehr konnte ich zufrieden registrieren, dass sich meine Eltern daran erinnerten, bereits ein Kind zu haben, das sie brauchte und sie plötzlich nicht mehr verstehen konnte. Von nun an teilten sie ihre Trauer mit mir und schlossen mich nicht mehr aus. Mit Finn fühlte ich mich nach dieser Woche enger verbunden denn je.

Finn muss diese Episode aber anders erlebt haben. Ihm müssen weitere Zweifel gekommen sein, ob es klug war, sich nahezu ausschließlich auf unsere Freundschaft zu fixieren. Ohne mich zu fragen, begann er im Verlauf der vierten Klasse, andere Jungs zur Teilnahme an unseren Unternehmungen einzuladen. Ich fühlte mich unbehaglich, schwieg aber und akzeptierte es. Mein Unbehagen steigerte sich zu Unmut, als Finn und die anderen Junges sich zunehmend zu Aktivitäten verabredeten, mit denen ich wenig anfangen konnte. Statt

am Baumhaus weiterzubauen, wollten sie lieber mit ihrer Playstation zocken, statt Indianer zu spielen, trafen sie sich zum Fußball. Ich war beleidigt und konnte nicht verstehen, warum Finn diese Jungs und deren Spiele mir und unserer Zweisamkeit vorzog. Aber ich wollte weiter bei ihm sein und ihn nicht einfach aufgeben, also blieb ich auch in seiner Nähe, wenn er mit den anderen Jungs Fußball spielte. Ich setzte mich hinter das Tor und las, während ich darauf wartete, wieder Finns Aufmerksamkeit zu bekommen. Forderten die Jungs mich anfangs noch auf, an ihrem Spiel teilzunehmen, wurde ich zunehmend Zielscheibe ihres Spottes, weil ich dies ablehnte, mich angeblich wie ein Mädchen verhielt und lieber las, als gegen einen Ball zu treten. Finn verteidigte mich zunächst, hielt sie an, mich in Ruhe zu lassen, dann schwieg er zunehmend zu den Hänseleien. Meine heile Kinderwelt brach zusammen, als er sich eines Tages am Spott seiner neuen Spielkameraden gegen mich beteiligte, zunächst zaghaft, schließlich am lautesten. Er hatte sich für eine Seite entschieden, für die anderen Jungs, gegen mich.

Ich hatte gewollt, dass alles für Ewigkeiten so bliebe, wie es war, dass wir so blieben, wie wir und was wir füreinander waren. Aber Finn wollte etwas Neues, anderes. Er wollte sich verändern und er hatte sich verändert. Es war für ihn okay, wenn es deshalb unser Wir nicht mehr geben konnte.